

Bernd Giesecking

Früher hab' ich nur mein Motorrad gepflegt

Wie ein Sohn tapfer versucht,
sich um seine alten Eltern zu kümmern



Ich überhole einen Traum von Wohnwagen in Tropfenform: die berühmte »Knutschkugel« im Retrodesign, mit Alu-Blechen, stylisch an den Kanten gelb abgesetzt. Sieht toll aus. Müsste lustig sein, mit so etwas in den Urlaub zu fahren. Aber seit meiner Lehre, ich habe einen Gesellenbrief als Zimmermann, hasse ich Gespannfahren. Für mich war es eine Qual, wenn wir einen Dachstuhl richteten und ich den Lkw zur Baustelle fahren musste mit dem aufgeladenen Holz, das bis auf den sogenannten Nachläufer ragte. Ich bin miserabel im Rangieren.

Ich zwinge meine Gedanken zurück zum eigentlichen Problem. Sicher wäre es nötig, meinen Eltern zu helfen. Aber ganz praktisch, wie soll das gehen? Mit zwei, drei Tagen ist das tatsächlich nicht getan. Ich müsste mindestens mal für sechs oder sogar acht Wochen kommen, das wäre sinnvoll. Erst lächele ich kurz bei dem Gedanken, mal wieder länger in meiner Heimat zu sein, aber dann erschrecke ich sofort: So lange? Bei meinen Eltern? Und überhaupt: Ist das jetzt alles nur eine heroische Überlegung, die ich lieber keinem verrate, weil ich in zwei Tagen vielleicht schon einen Rückzieher machen werde? Aus Bequemlichkeit. Aus Angst vor den Konsequenzen. Aus Sorge um meine eigene Überforderung. Es gibt genug in meinem Leben, was ich so schon nicht auf die Reihe bekomme, und die vierteljährliche Steuervoranmeldung ist nur eines davon.

Bin ich gerade etwas zu spontan? Zumindest Rita weiß nun schon von der Idee. Und wo sollte ich wohnen? Ich kann doch nicht bei »Unseren« im Haus wohnen. Mein Kinderzimmer unterm Dach gibt es schon lange nicht mehr, es ist ein Lagerraum geworden für Dinge, die wir Jungs – vielleicht unverschämterweise – zu Hause immer noch unterstellen. Das Zimmer meines Bruders ist nun das Gästezimmer, aber abgesehen davon ist es nun mal das Zimmer meines Bruders. Bei meinen Eltern ist mir alles – wie soll ich es sagen? –, und spreche das für mich erstmals so konkret aus: Es ist mir zu eng. Ich stelle fest: Dieses Haus ist gar nicht vorbereitet auf mich!

Dabei mag ich es, wie Ilse und Hermann ihr Heim gestaltet haben. An den Wänden finden sich Erinnerungen an ihre Familien, an ihre Söhne, Fotos, die wir Jungs auf unseren Reisen gemacht haben, von Axel Motive aus Amerika, von mir arktische Eislandschaften. Es hängen, ungewöhnlich vielleicht für die Generation meiner Eltern,

satirische Zeichnungen und Cartoons, Plakate zu Ausstellungen von Martin Perscheid und Gerhard Glück. Auf den Fluren stehen präparierte Tiere, Bussard, Elster, Frettchen, aber auch Objekte komischer Kunst, ein Mobile voller Männlein, die mit den Trägern ihrer Unterhemden an Kleiderbügeln hängen, umgesetzt nach einem Cartoon von Eugen Egner. Hier stehen reichhaltig gefüllte Bücherregale, teils mit Werken aus dem »Bertelsmann Lesering«, eine Gesamtausgabe von Émile Zola, jede Menge Kosalik, der »Humoristische Hausschatz« von Wilhelm Busch, aber auch Neues ihrer aktuellen Favoriten wie Fritz Eckenga, Biographien von Reinhard Mey und Ilse Lieblingswesternheld Billy Jenkins und anderen, von Fliegerin Elly Beinhorn, deren früh verstorbener Ehemann, Rennfahrer Bernd Rosemeyer, mein Namensgeber ist. Und auch wenn es eitel klingen mag, meine Bücher stehen ebenfalls dort. Dazu Zinnteller und Pokale, Schützenvereinserfolge der beiden, Holzfiguren und Bierkrüge von Hermanns Reisezeit als Zimmermann. Das alles ist schön, trotzdem fühle ich mich im Haus, wenn ich wirklich mal über Nacht bleibe, irgendwie nicht wohl. Ich gehe daher seit Jahren ins Hotel, wenn ich die beiden besuche. Aber das wäre in diesem Fall keine Lösung. Ich bin ja nicht Udo Lindenberg, der im Hamburger »Atlantic« residiert, wenngleich ich im Mindener »Lindgart« kein bisschen schlechter behandelt werde, in dieser Mischung aus Vertrautheit und Fürsorge, dass man sich als Gast wirklich beheimatet fühlen kann. Wenn ich tatsächlich länger bei meinen Eltern sein will, wäre der ständige Weg aus der Stadt und wieder zurück einfach zu weit und zu unpraktisch. Ich würde mit den beiden dann auch im Garten sitzen wollen, Wein trinken und hören, wie sie ebenso charmant wie spitz über die Nachbarschaft erzählen, ohne danach mit dem Taxi fahren zu müssen. Vielleicht sollte ich ein Zelt in den Garten stellen? Ich lache laut über den Gedanken, allein hier in meinem Auto.

Schon wieder ein Wohnwagen. Ein riesiger. Der hat fast amerikanische Ausmaße. Wie man mit so einem Teil rangiert, ist mir ein Rätsel. Ich überhole und setze den Blinker nach rechts. Im Rückspiegel schaue ich noch einmal kurz auf das Gefährt. In diesem Moment kommt die Erleuchtung. Ich denke: Wohnwagen! Und plötzlich weiß ich: Das ist die Lösung! Ein Wohnwagen! Den könnte ich bei uns

in den Garten stellen, links neben die Blautanne. Das müsste problemlos gehen. Aber wo bekomme ich einen her? Kann man den leihen? Bestimmt. Kenne ich jemanden mit Wohnwagen? Leider nein, trotzdem: Ich bin völlig begeistert. Damit wäre jedes Wetter egal, ich wäre nah am Haus und doch nicht drin. Hätte keine unnützen Wege. Vor lauter Euphorie fahre ich plötzlich 130. Ich bin unterwegs auf der A7 Richtung Norden, Richtung Minden, Richtung Krankenhaus. Der Verkehr läuft ausnahmsweise fließend. In diesem Moment wird im Radio tatsächlich der alte Song von den Housemartins angekündigt, »Caravan of Love«. Gutgelaunt singe ich mit: »Every woman, every man, join the caravan of love, stand up, stand up ...«

Die Karawane der Liebe. Ein Wort, zwei Bedeutungen. So einen »Caravan der Liebe« hätte ich gern für meinen angedachten Aufenthalt im Garten meiner Eltern, am liebsten eine Knutschkugel, wie ich sie gerade überholt habe. Wenn das keine Zeichen sind! Alles Fügung!, denke ich.

Ich fahre die nächste Raststätte an, setze mich auf eine Bank und rufe Rita an.

»Ich habe mir was überlegt.«

»So?«

Ich mache eine Kunstpause und sage dann: »Ich ziehe für ein paar Wochen nach Minden.«

Jetzt folgt eine lange Pause.

Dann fragt Rita vorsichtig: »Zu deinen Eltern?«

»Ja. Aber nicht ins Haus. Das wär mir zu nah aufeinander.«

»Willst du ins Hotel?«

»Nee, auch nicht. Das ist zu weit weg. Dann müsste ich immer morgens aus der Stadt raus ins Dorf und abends zurück. Das wäre mir zu viel Rumgegurke.«

Sie prustet ins Telefon: »Willst du etwa zelten?«

»Nicht ganz. Aber den Gedanken hatte ich zuerst auch. Nein, ich stelle mir einen Wohnwagen in den Garten.«

»Einen Wohnwagen? Du bist verrückt.«

»Findest du?«

Rita lacht. »Und wo soll der hin?«

»Zwischen die beiden Bäume, an die Hecke links.«

»Und deine Arbeit? Deine Wohnung in Dortmund? Du wolltest ein Buch schreiben. Du musst auf Tournee. Was weiß ich nicht alles. Ich meine, ich will dir das auf keinen Fall ausreden. Aber wie soll das gehen?«

Ich schweige.

»Hast du dir das gut überlegt, Bernd?«

Schon wieder eine gute Frage.

»Sagen wir: überlegt!«

Meine Eltern wohnen seit ihrer Hochzeit in Kutenhausen, einem Dorf nördlich von Minden, knapp 1800 Einwohner, mit dem Nachbardorf Todtenhausen eng verbunden wie mit einem Zwillingenbruder. Es gibt einen gemeinsamen Sportverein und die gemeinsame Kirche, nur die Schützenvereine konkurrieren.

Minden liegt im nordöstlichsten Zipfel von Nordrhein-Westfalen, in weiten Teilen umschlossen von Niedersachsen. Überfuhr man früher die Landesgrenze, merkte man das sofort: Das Straßenpflaster wurde schlechter. Wir sind hier in Ostwestfalen-Lippe. Die Menschen sind legendär und ticken komplett anders als die sinnlos karnevalisierenden Rheinländer. Der Ostwestfale an sich ist ein furchtloser, knorriger, oft auch schweigsamer Geselle mit großem Appetit und noch größerem Humor.

Unsere Siedlung, die »Müsse«, liegt inmitten von Feldern, um die die Dorfgrenzen von Kutenhausen und Todtenhausen mäandern. Zwischen Müseweg und Lammerweg verlaufen unsere Buchfinkstraße, die Elsternstraße und der Ostweg. Aus Süden kommend ist in unserer Straße links Feld, rechts Bebauung. In etwa der Mitte stößt von rechts die Elsternstraße auf die Buchfinkstraße. Direkt hinter dieser Einmündung wohnen wir auf einem Eckgrundstück. Biegt man rechts in die Elsternstraße ein, liegt zur Linken die Längsseite unseres Hauses. Dann kommt eine einzeln stehende Garage, dahinter unsere Gartenbude. Ich kann das so ausführlich beschreiben, weil ich nicht glaube, dass Einbrecher und Wohnungsdiebe dieses Buch lesen werden, und wenn doch: Bei uns gibt es wirklich nichts zu holen.

Fährt man geradeaus an der Einmündung vorbei, liegt neben

unserem Haus noch ein kleines eingesätes Grundstück. Früher war das ein Garten, der bewirtschaftet wurde, heute ist es Rasen, umstanden von Büschen. Vom Nachbargrundstück trennt uns hier eine hohe Hecke. Mitten auf der Rasenfläche, jeweils im Drittelstrich, stehen zwei mächtige Nadelbäume, eine Blautanne und eine Lärche. Im hinteren Teil, neben der Lärche, ist ein kleiner »Freisitz«. Es gibt also relativ viel Platz rundum und eigentlich keinen Nachbarn, dem man unmittelbar in die Fenster schauen würde. Oder umgekehrt der uns. Zwei kleine Treppen führen zur Haustür an der Buchfinkstraße und hinten aus der Küchentür hinaus in den Garten.

Hier ist das Reich der Gieseckings, selber aufgebaut, mit der ein oder anderen Unterstützung von Familie und Nachbarn, der Keller mit eigenen Händen ausgeschachtet, ohne Bagger, Ilse fuhr Schubkarre um Schubkarre mit Erde und Lehm aus dem Bauloch heraus.

Heute ist unser Haus zumindest im Sommer fast eine Art Kiosk, bestens frequentiert, aber natürlich ohne Verkauf. Der Ostwestfale ist gastfreundlich und der Kühlschrank jederzeit gefüllt. Immer wieder schauen Nachbarn vorbei und setzen sich in den Garten. Sie bringen meist etwas zu trinken mit, aber meine Eltern sind auf alle Eventualitäten vorbereitet. Die eine trinkt nur Rotwein, die Nächste nur Weißen, ein anderer nie Alkohol, sondern immer Cola, die Nachbarin gegenüber am liebsten Grapefruit-Mix mit Weißbier, die Nächste ausschließlich Rotkäppchen-Sekt. Die meisten aber trinken alles. Und »Kurze« fast jeder. Alle wissen das voneinander, und irgendeinen Wunsch nicht zu berücksichtigen bei diversen Nachbarschaftsfeiern in den jeweiligen Gärten gilt als Affront. Gerne gehen die aus der Elsternstraße zum Sonnenuntergang noch mal kurz ums Eck vor zur Buchfinkstraße, und an jedem Silvesterabend kommen hier am Kreuzungspunkt viele zusammen, um bei uns am Mäuerchen Raketen steigen zu lassen.

Seit 1964 wohnen wir in diesem Haus. Von hier aus gelangt Hermann mit seinem Rollator zum Zahnarzt oder Hausarzt und zu den anderen wichtigen Dorfstationen, vor allem zur Lottoannahmestelle (sehr wichtig!) mit Post (weniger wichtig). Daneben gibt es noch eine Tankstelle mit Werkstatt und Waschstraße, außerdem zwei Apotheken. Die meisten Kneipen haben im Laufe der Jahre aufgegeben, eine ist nun